

# Erschüttert und beglückt verlasse ich den Saal

Gutes Theater kann so einfach sein! Ein kongeniales Stück bringt die Blues-Legende Chlöisu Friedli auf die Bühne. Von Bänz Friedli

Das Stück beginnt ohne Anfang. Plötzlich geistert ein Unrasierter im Mantel umher: «Mängisch frag i mi, wi das ganze Theater eigentlech het aafange...» Der Kniff, die Theatersituation blosszulegen, mag nicht neu sein. Hier aber bewirkt er just das verblüffende Gegenteil: dass die Zuschauenden nämlich unvermittelt mittendrin sind – nicht in der Aufführung, sondern mitten im Leben des Chlöisu Friedli, für den die Grenze zwischen Vorstellung und Wirklichkeit zuweilen verschwamm.

Es spielt ein im besten Sinn Besessener: Marco Michel, der sich die Vita des Porträtierten in minutiöser Recherche zu eigen gemacht hat und einen Musiker ehrt, dessen einzige LP Bern im Sommer 1982 erschütterte: «Wohäre geisch?» Friedlis Song-Fragmente und Improvisationen erzählten kruden Alltag als Poesie. Im Vorjahr hatte er sich 32-jährig das Leben genommen, das Album des philosophierenden Honkytonk-Pianisten wurde zum Monolithen der Mundartkultur. Und inspirierte nachfolgende Liederschreiber: Die dadaistische Gesellschaftssatire haben sich Endo Anaconda und Büne Huber genauso von Friedli abgehört wie das hemmungslose Sentiment.

Im «Sünneli-Blues» berichtet Chlöisu lakonisch von Aufenthalt in der Psychiatrischen Klinik Waldau. «Wenn hüt eine wott usschlafte, de muess er i d' Waldou. Dert git's zum Bispiel o Mineralwasser. Dür d' Wuche düre Henniez u am Sunntig Citron.» Zwar trifft Art brut durchaus zu, allzu sehr wurde Friedli nach dem Tod freilich zu einem «Adolf Wölflü des Blues» stilisiert, einem verwirrten Aussenseiter, der er nicht war.

Mit dem Monodram «Chlöisu» gelingt Michel als Autor und Darsteller mehr als eine Korrektur. Ein grandioses, aufwühlendes Stück Theater hat der Berner Schauspieler erschaffen. In Kino- und

TV-Filmen wirkte er mit, als Bühnenakteur ernannte er 2018 am New Yorker Festival United Solo den Preis für das beste Einpersonstück, und zwar in englischer Sprache. Nach Jahren in Berlin widmet der 40-Jährige sich nun der Überfigur seiner Herkunftstadt. Schlicht ergreifend.

Zum einen beweist Michels Berndeutsch, welch grosse Kunst in Mundart möglich ist – hiesige Stadttheater überlassen den Dialekt meist den Laienbühnen, selbst den «Verdingbub» führten die «Bühnen Bern» in Hochsprache auf. Zweitens füllt hier einer ein Haus allein mit seiner Schauspielkunst. Warum vertrauen Schweizer Theater nicht öfter auf schieres Können, statt sich in ach so originellen Besetzungen und schrillen Video-Animationen zu verlieren?

Das Bühnenbild: genial simpel. Einzig ein Klavier und stapelbare Kartons sind zu sehen. Zu Tischen gestapelt, zu Höhlen geformt oder als Platzhalter für eine LP-Hülle zeichnen die Kartons die Lebenswelten des Chlöisu Friedli, betonen aber auch das Künstlich-Theaterhafte. Umso frappanter, dass die Aufführung so gar nichts Gekünsteltes hat. Da erscheint einer von der ersten Sekunde an glaubhaft als Chlöisu. Michel stellt die Berner Legende für neunzig eindringliche Minuten nicht nur dar, sondern er wird zum Chlöisu und gibt uns so späten Aufschluss über einen Sagenumwobenen.

Wir erleben mit ihm den Tod des Vaters und wie er als Bub auf freier Wiese die Hochhaussiedlung Tscharnergut erstehen sah. Sind berührt, wenn er seine Tochter in den Schlaf singt. Alle anderen Figuren – Bruder, Mutter, Ehefrau, Freundin – stellt Michel mittels präzise-karger Lichteffekte dialogisch dar, und allmählich verdringlichen sich Friedlis Dämonen. Aber sind es Dämonen? Nicht nur sein Alltag war kurios und



TOMM GADIENT

Stückeschreiber und Darsteller Marco Michel.

absurd, unser aller Alltag ist es. Das Stück oszilliert um die Frage, ob denn der Kauz Friedli «kurzig» sei oder doch eher die «normale» Welt. Hat der Mann Wahnvorstellungen, oder ist vielmehr die reale Welt barer Wahnwitz?

Weil er um Wahres und Einbildung kreist, um Innen- und Aussenwelt, durchbricht der Autor die vierte Wand eben gerade nicht, wenn er sie anspricht: «D'sch alls Theater!», sagt Chlöisu zu seinem Therapeuten. «Lueget doch mal ume! Hie isch nüüt ächt! Mir sy uf ere Bühni!» Michels Spiel schafft höchstmögliche Nähe. Über Jahre hat er sich in die Rolle hineingefühlt, hat er Gespräche mit engsten Angehörigen geführt, selbst mit Friedlis Arzt. Er wendet vor jeder Vorstellung Stunden auf, um eins mit seiner Figur zu werden. Sogar Chlöisus holpernd groovige Art

des Klavierspiels hat er sich beigebracht – wie er sich für sein Stück über Antonio Ligabue die Malerei angeeignet hatte. Und wenn er vielleicht auch nicht ganz so locker klimpert, lässt er Chlöisu Friedlis Lieder doch bis hin zu einzelnen Seufzern und Stolperern schmerzhaft originalgetreu erklingen: das wunderschöne «Wohäre geisch?», den tragikomischen «Sünneli-Blues» – verrückt, wie lustig sich Friedlis Schilderung der «Psychi» anhört. Sein assoziatives, bildhaftes Erzählen bleibt unerreicht, sein Blues bestärkt und tröstet ihn selbst. «Alli chöi mir dr Buggel aberütsche, u das isch ir Ornig.»

Marco Michel zeigt Friedli nicht als das vielbeschworene depressive Genie, sondern als Liebenden, Ringenden, der doch nur verzweifelt die Hauptrolle im eigenen Leben zu spielen suchte. Nicht der Suizid steht im Vordergrund, sondern der Widerstreit von Lebenshunger und Lebensmüdigkeit: «Weisch, i wett mir ds Läbe eigentlech so gärn näh – würklech näh, zu mir näh. U häbe! U nüm loslah! Aber es glingt mr nid», lässt er den Protagonisten sagen. Eine Schlüsselstelle. «U wüll i mir's nid cha näh, han i ds Gfüehl, i müess mer's näh...»

Ein Theaterstück, das weh tut, unterhält, nachdenklich stimmt – und einem in keinem Augenblick als Theater vorkommt. Erschüttert und beglückt zugleich verlässt man den Saal. Und der Untertitel hallt noch lange nach: «Die Wirklichkeit ist nicht alles.»

**Nächste Aufführungen:** 8. 11. Olten. 10. 11. Rapperswil (SG). 16. 11. Trubschachen (BE). 21. 11. Biel. Bänz Friedli ist Kabarettist und Autor. Er ist Chlöisu Friedli, der ein Cousin seines Vaters war, nie begegnet.